

Der Waldmensch

Zu den unvergeßlichen Gestalten aus meiner Jugend gehört der Waldmensch. In meiner Erinnerung führt er ein seltsames, verhangenes Dasein. Es mag sein, daß ich ihn Jahre lang ganz vergesse. Dann aber ist er plötzlich wieder da, uralt wie die Gestalten der Bibel und doch nicht weitergealtert, nur fern und fremd, als käme er durch Jahrtausende aus einer versunkenen Zeit herauf. So erschien er mir in meiner Kindheit und so kommt er in den Abendstunden meines Lebens wieder. Dann verdrängt er alle anderen Gedanken und fordert meine ganze Aufmerksamkeit für sich wie ein anspruchsvoller Besuch.

Schließe ich die Augen, dann sehe ich ihn körperhaft vor mir. Da kommt er aus der Stadt herauf zu seiner seltsamen Behausung am Rande des fränkischen Bergwaldes, auf einem steilen abgelegenen Feldweg, und setzt cilelos einen Fuß vor den anderen. Schritt um Schritt mauert er förmlich in den Boden hinein. Langsam kommt er höher über einen Steilhang aus einem Hohlweg herauf. Zuerst zeigt sich der Kopf, nackig vorgestreckt mit dem breitrandigen Hut, dann rückt Stück um Stück der Körper nach, bis schließlich die ganze Gestalt sich silhouettenhaft vom Himmelsgrund abhebt. Reglos steht er da, um zu verschnauen, wie aus Stein gehauen, prophetenhaft, als käme er aus dem alten Testament. Ich muß an den Elisäus denken, dem die bösen Buben zuriefen: „Kahlkopf komm herauf!“

Es ist seltsam: sooft mir der Waldmensch vor das erinnernde Auge tritt, kommt er aus der Stadt herauf, mit Mantel und Stock, sommers wie winters immer tief eingemummt, stets auf dem Weg nach Hause, zu seiner Wohnstätte, die wie ein roter, verrußter Backsteinwürfel hingeworfen am Waldesrand liegt.

Der Waldmensch läßt sich von mir nicht rufen, sondern er ruft immer mich. Er kommt, wenn es ihm beliebt, und wenn er mich wieder verläßt, dann bleibt ein dumpfes Schuldgefühl in mir zurück. Das hat seinen Grund in der besonderen Begegnung, durch die ich schicksalhaft in seine scheu gemiedene Atmosphäre hineingeraten bin.

Als kleiner Lateiner war ich ein leidenschaftlicher Botaniker. Dem stillen Wachstum der Pflanzen fühlte ich mich verwandt und heimlich spürte ich den Gräsern, Blumen und Moosen nach, sammelte sie eifrig und legte dicke Herbarien an. Auf meinen Streifzügen in der Umgebung der Stadt war ich gern allein, um die Kenntnis der Fundorte vieler damals noch ungeschützter Pflanzen mit niemand teilen zu müssen. Mit meinen Freunden und Kameraden lebte ich in einer Art eifersüchtiger Liebe, die uns in eine argwöhnische Rivalität versetzte. Die Orchideen waren unsere erklärten Lieblinge, unsere begehrtesten Beutetiere. Gar manche seltene Blume zählten wir wegen ihrer ungewöhnlichen Blütenform fälschlicherweise ihnen zu. Frauenschuh und Türkenbund waren längst in meinem Besitz, auch schon die Riemenzunge und das weiße Waldvögelein. Nach dem roten aber suchte ich vergebens die Wälder ab.

Auf einem meiner fruchtlosen Gänge war ich vor Müdigkeit auf einem Reisighaufen eingeschlafen. Von einem merkwürdigen Geräusch, als ob sich jemand ebenfalls auf ein Reisigbündel gesetzt habe, wachte ich plötzlich auf.

Gott im Himmel! — es war der Waldmensch. Fortlaufen — das getraute ich mir nicht. Ich versuchte nur von ihm wegzurücken. In Gedanken sah ich mich schon ausgeraubt, mißhandelt, blutig gestochen... Heimlich fing ich an zu beten... Dazwischen aber verdrehte ich die Augen, um nach dem Waldmenschen zu schielen. Der dicke Knotenstock stak zwischen den gespreizten Knien im Waldboden und die Hände lagen breit darauf als Stütze für das weit vorgestreckte bärtige Kinn. Der Waldmensch stierte wie absichtlich uninteressiert in die Weite. Wie ein wildes Tier kam er mir vor, das sich an der Angst seiner sicheren Beute weidet.

Ein wenig wendete ich den Kopf. Er sah furchterregend aus in seinem verblichenen Rock mit den weitabstehenden Taschen, aus denen ein Finger der abgeschabten Hasenfellhandschuhe hervordrohte. Der Hut saß ihm tief im Gesicht, ein wenig zu weit nach vorn über die Stirne gezogen. Das gab ihm erst recht das Aussehen eines Tiergesichts, besonders da die Kinnlade in den vorfliegenden Oberkiefer förmlich hineinverschwand wie bei gefährlichen Fleischfressern. Was er nur sann?

Als ich mich fortmachen wollte, drehte er mir langsam, in der alten Stellung verharrend, das Gesicht zu, so daß nun eine der behaarten Wangen ganz auf den Händen lag, und begann mich mit Augen von blendender Bläue anzusehen, wippte noch dazu mit den Füßen, als würde er sich zum Raubtiersprung vorbereiten, lächelte mich — sein armes Opfer — grausam an und brummte mit heiserer Stimme herüber: „Du fürchtest dich vor mir! Ich seh es dir an!“

Nichts anderes konnte ich tun, als ein blödes „Nein“ hervorwürgen, setzte aber fassungslos hinzu: „Nur ein klein wenig.“

Seine Augen wurden nun ganz grell, wie von einem inneren Blitzschein erhellt. Was er dann sagte, kam in Stößen aus seinem Mund heraus: „Du hältst mich für einen Räuber — einen Tagdieb — einen Menschenfresser — ein wildes Tier — und fürchtest, daß ich dich jetzt erwürge. — Der Waldmensch ist das alles nicht, wofür man ihn hält. Er ist nicht einmal ein Waldtier — vielleicht aber doch eines — die Tiere haben keine so abscheulichen Gedanken wie die Menschen — wie du! — — Du sammelst Blumen — ich kenn' dich schon lang — du suchst das rote Waldvögelein! — Erschrick nur ein wenig! — Du hast häßlich von mir gedacht! — Aber der Waldmensch wird dir zeigen, daß er nicht so ist, wie du meinst. — Wenn du auch die Tiere nicht magst, so hast du wenigstens die Pflanzen gern — drum sollst du auch das rote Waldvögelein haben!“

Er griff in die Tasche und hielt mir die Blume hin.

„Halt!“ gebot er, als ich die Hand ausstreckte, „du hast mir Böses angedichtet und sollst erst zeigen, daß du Vertrauen zu mir hast! Geh mit mir heim in mein Haus, dort werd' ich dir dann die Blume geben. Sie muß dir schon ein Opfer wert sein!“

Da ich die Blume unbedingt haben wollte, folgte ich ihm durch den Wald. Wortlos gingen wir nebeneinander her; es wurde mir schwer über meine törichte Angst Herr zu bleiben. Einmal blieb ich sogar ein paar Schritte zurück, um heimlich davonzulaufen. Aber ich biß die Zähne zusammen, und es gelang mir auch auszuharren, bis der Waldmensch den Schlüssel in seine Haustüre steckte.

Er gab mir die Weisung einzutreten und folgte mir auf dem Fuße, so daß er mir den Rückweg versperrte. Wir standen in einem halbdunklen Flur, in dem es faulig nach Abfällen roch. Da sang er hinter mir mit krächzender Stimme ein paar Töne — es sollte ‚Grüß Gott‘ heißen, und wie auf Kommando antwortete nebenan ein vielstimmiger Chor von Singvögeln, mit lautem Geschmetter den Gruß erwidierend.

„So,“ sagte er dann mit einer merkwürdigen Trauer in seiner Stimme: „Auch die Tiere haben eine Seele — jetzt weißt du es — und der Waldmensch auch! — Komm wieder einmal zu mir! Dann werden dir meine Vögel etwas vorsingen, das sie vom Waldmenschen gelernt haben. Heute will ich dich nicht länger behalten — du hast ja immer noch Angst vor mir! — So — da hast du dein Waldvögelein — behüt’ es gut!“

Er reichte es mir — wir standen vor der Tür draußen — und zog den Hut.

Hätte er es nur nicht getan!

Ich sah ihn zum erstenmal ohne Hut. Gott verzeihe mir, daß ich über seinen häßlichen Kahlkopf, den noch dazu eine dicke, rote, wulstige Narbe entstellte, so erschrak, daß ich sinnlos davonlief. Wie konnte ich wissen, daß der bärtige Mann so aussah?

Noch höre ich das gellende Lachen des Waldmenschen hinter mir. Ein Lachen wie von einem Menschen, dem Gott den Verstand genommen hat.

Ich habe den Waldmenschen niemals wiedergesehen. Ich mied den Wald in den folgenden Jahren ganz. Dann kam ich in eine fremde Stadt. Aber das gellende Lachen seiner in ihrem Vertrauen getäuschten Seele ging mir noch lange nach. Wie von Gott und der Welt getreten hatte seine Seele darin aufgeschrien. Meine blöde Furcht trug die Schuld an allem.

An dem roten Waldvögelein habe ich keine Freude gehabt. Auch kein Glück hatte ich mit ihm. Kaum brachte ich es in das Herbarium, so begann es schon seine schöne rosa Farbe zu verlieren; es wurde vorzeitig braun und fleckig und zerkrümelte.

Der Waldmensch aber ist für mich noch nicht gestorben; ich weiß nicht, wo er in der Erde ruht. Unerwartet und ungerufen besucht er mich immer wieder in der Erinnerung — und bringt mir, was ich ihm schuldig geblieben bin.



Die Meekuh

Es war damals in unserer Jugend, da lag noch in der ganzen schiffbaren Länge des Maines die schwere vielgliedrige Kette, an der sich der Schleppdampfer mit dem Troß der hinten angehängten Frachtschiffe flußaufwärts zog. Damals verbrachten wir die heißen Sommerferien immer auf einer Maininsel oberhalb unserer Heimatstadt, dort war ein Familienbad und wir Jungens räkelten uns am Ufer, beobachteten die vorüberziehenden Flöße und Schelche und waren besonders erfreut, wenn von der stromabwärts gelegenen Brücke her das dumpfe Tuten des Schleppdampfers aufklang. Das hallte dann so durch das Tal, als wenn eine riesenhafte mythische Kuh aufbrüllte, und darum hieß auch bei uns der laute rasselnde Dampfer die „Meekuh“, wobei wir den Flußnamen „Main“ mit dem mundartlichen Wort „Mee“ wiedergaben.

„Die Meekuh kommt“ — sobald wir das Schleppschiff näher kommen hörten, sprangen wir vom Steindamm auf, wir sahen, wie sich vor dem Schiff die triefende Kette aus dem Fluß hob, wie sie von Auslegern aufgenommen wurde, über eine Rolle hin zu zwei Trommeln lief, die mit eisernen Rillen und Zacken die Kettenglieder packten und drehten. In der Mitte des Schiffes qualmte schwarz ein Schlot, die Dampfkraft mußte ja die Trommeln antreiben und herumwinden, damit die Kette sich auf- und abspulte. Dann ratterte die Kette am Schiffsende wieder Rollen und Auslegern zu und fiel langsam achteln in das Flußbett zurück.

Es war für uns immer fesselnd zu sehen, wie sich die Meekuh an diesem Kettenseil lärmend flußaufwärts zog. Da sprangen wir übermütig in die Wellen hinein und ließen nun nach dem Schleppschiff die Frachter an uns vorbeiziehen. Manchmal hängten wir uns an kleinere Kähne an und genossen das Vergnügen, mit den Schiffen aufwärts gegen die Strömung gezogen zu werden.

War aber keine Meekuh in der Nähe, dann erprobten wir unsere Schwimmkünste, indem wir nach der am Flußgrund liegenden Kette tauchten. Natürlich konnten wir sie nicht einen Millimeter hochheben, aber es machte uns Freude, die glitschigen Glieder in unseren Händen zu halten, uns an der Kette entlangzutasten und plötzlich an einer anderen Stelle des Flusses aufzutauchen.

Wieder saß ich an einem warmen Sommertag auf der Maininsel zwischen Weiden am Ufer. Mein Freund Albert, ein sommersprossiger Bursche, kräftig wie ein Athlet, mit seinen sechzehn, siebzehn Jahren etwa so alt wie ich, stand vor mir im Wasser und erprobte seine Kraft, indem er schwere Steinbrocken anstemmte und in den Fluß hinausschleuderte. Wir sprachen beide kein Wort. In der letzten Zeit waren wir nicht mehr so wie früher ein Herz und eine Seele. Wir verehrten beide das braungebrannte Mädchen Gina, das sich oft mit Freundinnen auf der Insel herumtrieb und unter all den Siebzehnjährigen auffiel, weil es vom großen Sprungbrett aus dort drüben im Altwasser die elegantesten, geschmeidigsten Kopfsprünge fertig brachte. Natürlich trauten wir uns nicht, Gina unsere Gefühle zu gestehen, aber da wir sie oft genug anstarrten, hatte sie wohl gemerkt, wie sehr wir für sie brannten, und so schenkte sie uns manchmal ein kleines Lächeln, das uns verwirrte.